

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

Standrede über Höflichkeit und Wahrhaftigkeit

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

### Standrede über Höflichkeit und Wahchastigkeit.

Ufer hatte machen können, überfiel sie eine tolle Verzweiflung. Man beschuldigte sich gegenseitig der Nachlässigkeit, der Verrätereit und der Feigheit, und noch auf der Werb brach blutiger Streit aus, bei dem es Verwundete und Tote gab. Dann stürmte die Meute davon zur Klausel des Pfarrers. Das Reh und die Ziegen wurden erstochen, die wenigen Habseligkeiten des Waldbruders geraubt und die Kirche in Brand gesteckt.

Im Dorfe aber gingen Gespenster um. Man erwartete, daß jeden Tag ein rächendes Strafgericht über das Dorf hereinbrechen würde, denn der entkommene Zeuge des letzten Ueberfalls schickte ihnen sicher die Straßburger Zuchtrute zur Vergeltung herüber. Wohin sie blickten, überall sahen sie die Rächer kommen. So geschah es, daß nach einigen Tagen das Dorf von allen Bewohnern verlassen war. Sie hatten sich in die umliegenden Wälder geflüchtet und hausten dort wie die Tiere in ewiger Angst vor der großen Treibjagd.

Aber, wie aus Aufzeichnungen der umliegenden Ortshafsten zu entnehmen ist, waren Menschenhände nicht nötig, um die schrecklichen Verbrechen der Hundsfeldener zu sühnen.

Die Wasser des Rheinstroms schwellen immer höher an und bald waren alle Wälder in den Niederungen ringsum mannshoch überflutet. Die Chroniken berichten darüber, daß das Wild sich gerettet habe, daß aber die Menschen sich nicht aus ihren Verstecken hervorgewagt hätten und elendiglich zugrunde gegangen seien. Diejenigen, die die Flut nicht fortgeschwemmt habe, seien später verhungert im Geäst der Bäume aufgefunden worden. Das Dorf aber und die ausgebrannte Kirche wurde von den Fluten, die die Werb durchbrachen, hinweggespült.

Es ist anzunehmen, daß auch Cornel Wischer und Margaret von dem schrecklichen Untergang Hundsfeldens Kunde erhielten. Ueberall am Oberrhein erzählte man noch lange von der schauerlichen Katastrophe. Ihr Zusammenhang mit dem Schicksal des Reiters und Margarets beruht gewiß nicht auf Zufälligkeiten, doch überläßt es der Erzähler dem Leser, sich darüber seine eigenen Gedanken zu machen.

\*\*\*\*\*

Und wärst du frei von jeder Pflicht,  
Von jeder Not und jedem Zwang,  
Ja selbst von des Geschickes Drang,  
Von dir allein nur bist du's nicht.

Carl Zettel.

Geh fleißig um mit deinen Kindern! Habe  
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe sie  
Und laß dich lieben einzig-schöne Jahre;  
Denn nur den engen Traum der Kindheit sind  
Sie dein, nicht länger!

Schefer.



Es war ein linder Maiabend, als der Hintende seinem Standquartier im „Löwen“ zuschritt. Die Linden fingen schon an, ihren süßen Duft zu verbreiten. Die letzten Lieder der zu Neste fliegenden Vögel erklangen durch die Stille des Dorfes. Die Sonne war längst hinabgesunken. Am Himmelsrand leuchtete noch ein letztes mattes Gold wie ein Gruß der scheidenden Lichteskönigin. Vom Felde her schritten noch einige Mäde, die den Tag über bis in die Nacht hinein sich geplagt hatten. Aus den Fenstern riesen ihnen Grüße entgegen: „Heim zu, Andres?“ „Genug für heut, Susel?“ „Jetzt tut 's Ruhen gut, Schorrich!“ Und dankbar kam die Antwort: „Denk's wohl, Heirich!“ „Wünsch dir einen guten Schlaf, Bäsle!“

Da schritten auch ein paar straffe Gestalten in städtischer Kleidung. Sie schauten weder rechts noch links. Kein Wink mit der Hand. Kein Gruß. Kein freundliches Lachen.

„Die haben 's eilig, Hinkender!“ grüßte der Löwenwirt, der auf die hohe Staffel vor seinem Haus getreten war.

Der Hinkende schaute ihnen nach. „Ja, die wollen noch ein Haus weiter, ehe sie ihren Tagesmarsch zu Ende bringen! Sind halt junge Leut, die können besser ausgreifen als unsereiner, dem sein Stelzfuß das Marschieren nicht so pläflerlich macht!“

Und damit reichte er dem Löwenwirt die Hand. „Die Kammer ist schon gerüstet, Hinkender!“ sagte der Löwenwirt. „Und in der Gaststube sitzen die Männer, denen ich Eure Karte gestern »brühwarm« gezeigt habe. Sie freuen sich alle aufs Wiedersehen! Geht nur hinein. Die Marie trägt Eure Tasche und das Reisföckerle schon hinauf in die Schlafkammer!“

Und so saß der Hinkende im alten treuen

Freundeskreis. Kräftige Fäuste hatten seine Hände geschüttelt, und aus den hergereichten Gläsern hatte er tüchtig Bescheid tun müssen.

Das Gespräch kam auf die Wanderer, die vorhin durch das Dörflein geschritten waren.

„s sind doch artliche Leut, die Städter. Das geht durch unser Dorf im Sommer tag us, tagein. Alle steigen sie hinauf zur Hohwart, daß sie dort wollen die Alpen beim Sonnenaufgang sehen. Manch einer fragt nach dem Weg, wenn er den Weg nicht aus seiner Wanderkarte lesen kann. Aber keiner hat einen Gruß für unsereinen. Anfangs haben wir die Kappen geklopft vor den fürnehmen Herren. Aber sie haben Augen gemacht wie Pflugräder und getan, als ob wir närrisch wären. Kurz und rauh ist es herausgekommen, wenn sie dagegen begrüßt haben. Und mancher hat sich bejonnen, ob er seinen Hut nur mit zwei Fingern anregen soll, wenn er grüßt. Viele haben nur genickt, als ob wir aus dem Zigeunerkarren wären und noch gotteswunder wie dunkelbar sein müßten, daß sie unsereinen nur eines Blickes würdigen. Jetzt haben wir's hal' sein lassen, das Grüßen. Es geht auch so. Aber ich, — ich gehe halt nach der alten Mode. Ich spüre es immer wie einen Stich im Herzen, wenn ich die Leute da laufen lassen soll, als wär ein Stückle Vieh durchs Dorf gelaufen. Bei uns hat's geheizen: Ein rechter Mann bietet jedermann die Zeit. Und mein Vater hätt mich schon mit dem Stecken begrüßt, wenn ich die Kappe nicht herun ergebracht hätte vom Kopf. »Hast Spazn unter dem Hut?« hätt er mich gefragt! Und jetzt kommen die aus der Stadt, die doch alles am besten wissen wollen, und die uns Bauern Bi dung lehren wollen, damit wir nicht länger hinter dem Mund daheim sein sollen. Sie sind so ungartig, und unsere Buben und Maidlein lernen nichts als Ungechliffenheit und Raubbunzigkeit von diesen Stadtmoden.“

Es war eine lange Rede, die der Bürgermeister gehalten hatte. Drum wischte er sich über das fahle Vorderhaupt, aus dem ein Paar helle fragende Augen nach dem Sinkenden hin blickten. Der Schneidernoz mischte sich ins Gespräch.

„Ja, die Stadtleut! Die wollen die ganz feinen sein und denken, wir Leut auf dem Dorf wissen nicht, was sich gehört. Gestern bin ich im Städtlein gewesen. Wie ich heimfahren will, sehe ich eine Frau, die mit ihrem Kind in den Zug einsteigt. Da ist aus Versehen einer von den Bahnarbeitern, der eine schwere Kiste auf seinem Wagen fahren mußte, an ihr Kind gestoßen. Das Kind ist umgefallen. Der Mann hat sich gebückt und hat das Kind aufgehoben und hat ihm das Köcklein sauber gewischt. Aber es hat mörderlich geschrien. Und die Frau! Die hat ein Maulwerk gehabt. »So ein grober Bauer! hat sie gerufen. Wir sind schon lang aus der Station herausgefahren, da hat sie es immer noch mit dem »groben Bauern« zu tun

gehabt. »Mit Verlaub«, habe ich sie gefragt, »woher ist denn die Frau?« Sie hat mich von oben herab gemustert und hat geant: »Bei uns sagt man nicht »Frau« sondern »Dime«. Und wenn Sie es partu wissen wollen, woher ich bin, dann kann ich es Ihnen sagen: ich bin aus Mannheim. Da weiß man, was sich geört! Da habe ich ihr geagt: »So? Und wir Bauern wissen nicht, was sich gehört? Darum sind wir grobe Bauern? Mag sein. Aber soviel kann ich sagen: Wenn bei uns auf dem Dorf einer aus Versehen ein Kind umstößt und dann das Kind aufhebt und sich entschuldigt, dann sagen wir: Ha! nichts zu sagen. Das Kind wird schon wieder still werden. Kinder schreien gleich, als ob sie am Spieß steckten, aber es ist nicht halb so arg, wie sie tun. So sagen wir — dem: wir wissen: dem Mann tut's leid und er kann ja nichts dafür. Und ein Ungeschiek kann jedermann passieren. Wenn die Städter das nicht in mich, dann tun sie mir leid. Aber dann weiß ich nicht mehr wo die Grobheit zu Haus



Da schlitten auch ein paar straffe Gestalten in städtischer Kleidung.

ist. Bei uns oder bei den Leuten, die in der Stadt den Mund vorn dran haben.« Da haben sie alle gelacht, die im Wagen gesessen sind, und sie haben mir zugewinkt. Aber die Frau — ach nein! die Dime — hat zum Fenster hinausgeschaut und mit mir kein Wörlein mehr gesprochen. Ich hab ihr schnein's Luft sein sollen! Jetzt tat mit einemmal einer den Mund auf,

der sonst nie etwas redete. Es war der Häseltaler, der seinen Hof weit in den Bergschanden hat, und der sein Schöpplein schon bezahlt hatte, um den weiten Heimweg nicht in der ganz finsternen Nacht tun zu müssen. Er war nur geblieben, um den Hinkenden auf ein Augenblickchen zu grüßen.

„Ist alles nichts. Ein Wörtlein muß ich noch sagen, ehe ich mich heimwärts mache. Die Städter haben eine besondere Meinung von dem, was sich gehört. Im vorigen Sommer haben wir das Fest gehabt von der Einweihung unseres Gemeindehau'es, das unser Pfarrer gebaut hat. Da sind viele Zeitungschreiber gekommen die von dem Fest haben erzählen sollen in ihren Blättern. Auch einer von Berlin. Der Pfarrer hat gesagt, der schreibe viel in eine Dorfzeitung. Drum wolle er einmal einen richtigen Wälderhof sehen. Er ist mit dem Pfarrer zu mir herausgekommen. Es war ein heißer Tag. Die Herren sind müd und hungrig gewesen. Drum hat mein Weib ihnen einen guten Kirich hingestellt und Brot und Speck, so wie wir Leut es haben in unseren Bergen. Aber der Fremde hat nicht so recht zugreifen wollen.

»S' meck't's dem Herrn nicht?« habe ich unsern Pfarrer gef. agt. Aber der Berliner hat mich steif angesehen und hat gefragt: »Sagen Sie mal, Verehrter, haben Sie keine Butter?« Das ist mir noch nicht vorgekommen, daß einer sich bei mir im Haus bestellt, was ich ihm geben soll. Bei uns sagt man großen Dank, wenn man etwas kriegt. Aber ich habe meiner Frau gesagt, sie solle ihm Butter bringen. Sie hat sich entschuldigt, es sei kein Brösel Butter mehr im Haus und sie habe noch nicht geplumpt. Dann bin ich hinausgegangen und habe aus meinem Bienenstock eine Wabe geholt und sie dem Herrn hingestellt. Dann hat er die Aermel hinaufgekrempt und das Messer genommen und gerufen: »So, jetzt kann's losgehen!« Ich habe kein Wörtchen gesagt. Aber im stillen habe ich mich doch gefragt: Wo ist denn die Bildung der Stadtleute, wenn sie bei uns tun, als wären sie in einem Dorf in Afrika? Der Pfarrer ist sehr verlegen gewesen. Das habe ich ihm angesehen. Ein paar Tage später ist er gekommen und hat mir gesagt: »Nehmen Sie dem Herrn aus Berlin das nicht übel. Der weiß nichts

vom Bauernleben. Der hat gemeint, wunder wie leutselig er bei Ihnen gewesen sei!« Ich habe dazu ein bißchen gelächelt und gesagt: »Das tut nichts, Herr Pfarrer, der versteht es halt nicht besser!« Aber seither frage ich mich doch: Wie kommt es, daß die Stadtleut mit all ihrer Bil-



Dann hat er die Aermel hinaufgekrempt und das Messer genommen und gerufen: „So, jetzt kann's losgehen!“

ding doch nicht wissen, was sich gehört?“ Der Hinkende hatte schweigend zugehört. Als er sah, wie in den Gesichtern seiner Freunde ein tiefer Groll saß, fing er an: „Ihr seid ja alle schon in der Stadt gewesen. Und ihr habt gesehen, wie das Menschengewühl durch die Straßen geht. Tausend und aber tausend Menschen. Denkt euch einmal, die sollten einander grüßen und einander die Zeit bieten. Dazu hat keiner die Zeit, und wenn er's zehnmal wollte. Das bringt die Stadt so mit sich, daß die Menschen keine Zeit mehr füreinander haben können. Ihr hier auf dem Dorf kennt einander. In der Stadt kennt keiner den andern. Ich habe einmal nach Karlsruhe fahren müssen, weil ein Vetter von mir schwer krank war. Und wie es so geht, ich habe die Hausnummer verwechselt. In der Schützenstraße war's. Ich bin in das Haus gegangen, das neben meines Veters Wohnung stand. Von oben bis unten habe ich nach dem Namen meines Veters gefragt. Keiner hat mir sagen können, wo der wohnt. Und hat nur ein Haus nebendran gewohnt. Keiner hat davon gewußt, daß im Haus nebendran ein Todkranker ist. So fremd sind sich dort die Leute! Und

wenn von Jugend auf jedermann gewohnt ist, nur an sich und seine paar Bekannten zu denken — glaubt ihr, der macht's anders, wenn er hier heraus aufs Dorf kommt? Dem seid ihr lauter, Fremde, die ihn nichts angehen, so gut wie die Leute, die mit ihm in derselben Straße in seiner Stadt wohnen. Drum dürft ihr mit ihnen nicht so hart ins Gericht gehen. Wenn sie euch einmal wirklich kennen gelernt haben, wird's anders.“

Der Bachschmied schüttelte den Kopf: „Das will mir nicht hinunter, Hinkender! Das will doch im Grund nichts anderes sagen, als daß in der Stadt ein Mensch nichts mehr ist und nichts mehr gilt. Und doch reden die Stadtleute, wenn sie zu uns aufs Dorf kommen, allemal von der Menschlichkeit und sagen, das sei ihre Religion. Wir Bauern glauben noch an einen Herrgott, das hätten sie nicht mehr nötig. Sie begnügen sich damit, eine Religion der Menschenliebe zu haben. Damit kämen sie weiter als wir mit unserer Kirche und unserem Glauben. Wo ist denn die Menschlichkeit, wenn man an einem vorbeiläuft und ihn sterben und verderben läßt, ohne den Hals nach ihm umzudrehen?“

Da sah ihn der Hinkende herzlich an: „Ihr habt ganz recht, Bachschmied. Die Menschlichkeit, von der man gemeinhin redet, ist — Geschwätz. Damit stecken die Leute nur den Kopf in den Sand. Sie lügen sich selber an mit ihrer schönen Redensart von der Menschlichkeit. Sie könnten es nicht anhalten in dieser eisigen Luft, wenn sie nicht irgend etwas hätten, an das sie sich klammern können. Und darum tun sie so groß mit ihrer Menschlichkeit, sind aber mitten in der Unmenschlichkeit drinnen, wie die ganze gegenwärtige Welt. Noch nie hat man so viel von Menschlichkeit geredet, und noch nie ist man so tief in der Unmenschlichkeit gesteckt wie heute. Und drum ist so selten geworden, was ihr an den Stadtleuten vermißt, was aber euch auf dem Dorfe auch nicht immer in der Küche und im Keller sitzt; die Höflichkeit. Höflichkeit stammt aus echter Menschlichkeit. Nämlich die wahre und echte Höflichkeit. Man kann auch einen auf Höflichkeit dressieren, daß er Höflichkeitskunststücke macht wie ein Pudel, der einen Stock apportiert und ins Wasser springt auf Kommando. Es gibt einen Haufen solcher dressierter Höflichkeitsfräuchen und Höflichkeitsfragen in der Welt, die Komplimente machen und die Hand küssen und feinerlich Messer und Gabel halten beim Essen; die nie auf der rechten Seite eines Ehrengastes laufen, sondern ihm zur Linken gehen, und was alles noch zur anerzogenen Höflichkeit gehört. Wenn man aber diesen Höflichkeitsmenschen auf den Seelengrund guckt, ist es nur zu oft Eißig mit all ihrer Höflichkeit. Dann geht es ihnen so, wie dem vornehmen Herrn, der einmal einen

einfachen Mann zum Mittagessen einlud und den Gast schön, wie sich's geziemt, obenhin an den Tisch setzte. Als der einfache Mann sich zieren wollte und meinte, der Ehrenplatz gezieme nicht ihm, sondern seinem Gastgeber, der ja so vornehm sei, lachte der seine Herr und sagte: »Setzen Sie sich ruhig dorthin, wohin ich Sie gesetzt habe. Denn wo Ich bin — man muß dies Ich mit einem großen Buchstaben schreiben — ist immer oben!« Da kam der Hochmut zur Hintertüre herein, nachdem er zur Vordertüre herausgeworfen war, und die vielgepriesene Höflichkeit war nichts als Lack, mit dem man einen rissigen Tisch überzieht und meint, nun sei er glatt. Aber der Lack springt, und die Risse sehen nur noch abscheulicher aus.

Die echte Höflichkeit stammt aus der Menschlichkeit. Da wo einer in dem andern Menschen immer den Menschen und damit seinesgleichen sieht, da ist Höflichkeit. Ich möchte sie Herzenshöflichkeit heißen. Die Herzenshöflichkeit des alten Kaisers Wilhelm, der von keinem seiner Diener auch nur ein Glas Wasser sich hat reichen lassen, ohne „danke“ zu sagen. Denn der Diener hatte ihm einen freundlichen Dienst getan. Das ist die Herzenshöflichkeit, die ich vor einigen Tagen bei einer sehr hochstehenden Dame gesehen habe. Zu der ist der Notar gekommen in irgendeiner rechtlichen Streitsache, und er hat seinen Schreiber mitgebracht. Der saß bescheiden auf einem Stuhl im Hintergrund, als die Dame ins Zimmer trat, und erhob sich und verneigte sich ehrerbietig. Die Dame begrüßte zuerst den ihr längst bekannten Notar, und dann schritt sie auf den Schreiber zu und reichte ihm die Hand und fragte nach seiner Heimat und seiner Familie und lud ihn ein, sich zu den beiden an den Tisch zu setzen, als ob er einer ihresgleichen wäre. Sie sah in ihm den Mann, der ihr zu dienen bereit war, und so machte sie es, wie des Hinkenden Mutter, die beim Mittagessen die Söhne anhielt, dem Dienstmädchen, das die Speisen zu- und abtragen mußte, die Türe zu öffnen. Als ob das Dienstmädchen die feinste Dame wäre! »Sie dient — und das ist ehrenvoll. Darum muß man sie ehrenvoll behandeln.« Und des Hinkenden Vater ist einmal in seinem Leben fuchsteufelswild geworden, als eines seiner Töchterlein geringschätzig von einem seiner Gespielen sagte: »Das ist ja nur ein Taglöhnerskind!« Wegen dieses »Nur« hätte das Kind beinahe den Buckel voll Schläge bekommen. Nur weil die Mutter als bessere Strafe vorschlug, das Kind solle eine Stunde in seine Stube sitzen und auf ein Blatt Papier schreiben: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, kam es um die ungebrannte Asche herum. Da ist die Herzenshöflichkeit. Die braucht man nicht anzudressieren — die ist angeboren. Bei Leuten, die vor ihrem Herrgott demütig sind und darum

wissen: Alles, was Menschenantlig trägt, ist nicht mehr und nicht weniger als ich, ein Gottesgedanke, vor dem eine Ewigkeit steht."

Der Schneidernaz hörte des Hinkenden Rede gespannt zu. Dann — kaum hielt er es aus — fuhr er dazwischen: "Schön gesagt, Hinkender! Beinahe wie in der Kirche. Ihr könnt es noch besser wie unser Pfarrer. Und drum denke ich, man brauche die Kinder überhaupt nicht so zu dressieren. Die dressierten Kinder geben nur Affen, weiter nichts!"

Aber der Hinkende wußte, daß des Schneidernaz Maikle zu den vorwichtigten Mädchen des Dorfes gehörte und sich schon ein paarmal gehörig den Mund verbrannt hatte. Das hatte dem Schneidernaz allerhand Unliebhamkeiten eingebracht. Darum lächelte der Hinkende: "Ich weiß doch nicht! Die Alten haben gesagt: »Mit dem Hute in der Hand kommt man durchs ganze Land!« Und es ist darum gut, wenn man bei Zeiten die Kinder lehrt, den Hut

Leute das Wort führen. Gut Ding muß nicht bloß Weile haben sondern es muß gelernt werden. Und wer bei Zeiten angehalten wird, auf sich zu achten, kann im rechten Augenblick seinen Mann vielhundertmal besser stellen, als einer, der in den Tag hinein lebt. Einem rechten Mann und einer feinen Frau merkt man's doch immer an, daß sie nicht aus dem Vogelneist im Wald gefallen sind, sondern bei rechten Leuten großgezogen worden sind. Wer die Höflichkeit der Form verachtet, der wird auch bei der Herzeshöflichkeit nicht weit kommen. Ich meine immer, es stecke in jedem Menschen etwas von einem wilden Tiere. Und das Tier muß ausgetrieben werden, damit der Mensch zum Vorschein komme. Drum halte ich gar nicht zu wenig von einer rechten Erziehung zur Höflichkeit. Die Stadtleute, die es damit ernst nehmen, tun ihren Kindern den allerbesten Gefallen. Mit einem gewinnenden Wesen öffnet man sich manche verschlossene Tür!"

Der Hasletäler war stehen geblieben. Es hielt ihn wie mit Zangen fest, so daß er nicht davon konnte.

Jetzt trat der an den Hinkenden heran.

"Aber warum nennen die Stadtleute uns allezeit grobe Bauern? Etwa deshalb, weil wir die Wahrheit sagen, statt mit allerhand Ränken und Schwänzen hinter der Wahrheit herumzuführen?"

Der Hinkende sann einen Augenblick nach.

"Ihr redet da von etwas sehr Schwerem. Denn das ist sicherlich eine große Gefahr in aller Höflichkeit, daß man vor lauter Höflichkeit nicht mehr geradeheraus redet, wie ein rechter Mann soll. Aber das Wörtlein „grober Bauer“ stammt nicht daher. Ich glaube vielmehr, das kommt daher, daß die Stadtleute sehr oft die Höflichkeit auf dem Dorf nicht kennen. Sie haben andere Sitten in der Stadt als ihr Leute auf dem Dorf. Und was ihnen fremd ist, das nennen sie grob. Und es könnte ihnen gar nichts schaden, wenn sie sich mehr Mühe gäben, die Höflichkeit auf dem Dorf zu

Luigi Carlini

Sie machte es wie des Hinkenden Mutter, die beim Mittagessen die Söhne ansieht, dem Dienstmädchen, das die Speisen zu- und abtrug, die Türe zu öffnen.

in die Hand zu nehmen und ihn nicht auf dem Kopf zu behalten, als ob er ausgeleimt wäre. Und sie haben gesagt: »Das Ei soll nicht klüger sein als die Henne!« und so wird es doch dabei bleiben, daß man die Kinder zum Schweigen anhält statt zum Dreinplappern, wenn ältere

ich habe ihm ein Licht darüber aufgesteckt.



Die Leute auf dem Dorfe wollen mit ihrer Sitte sagen, es sei dem Gast das Beste in vollem Maße gegönnt. Sie schenken allezeit voll ein, weil sie zeigen wollen: Bei mir wird nicht gekaufert. Was ich gebe, das gebe ich ganz! Und wer das einmal erkannt hat, dem vergeht das Lächeln über die Sitte auf dem Dorf, die ihren guten Sinn hat. Und es ist ein Stück echter Höflichkeit, daß man ein Verständnis für die Sitten anderer Leute hat, einerlei, ob man sie mitmacht oder nicht!

Aber das gebe ich Euch zu, Hasletäler, allzu höfliche Leute sind gefährlich. Sie verlieren vor lauter Höflichkeit den Charakter. Sie meinen, sie müßten jedermann nach dem Munde reden. Und weil man — wie ich vorhin gesagt habe — mit dem Gute in der Hand durchs ganze Land kommt, sehen sie vor allen Dingen darauf, wie sie den Profit machen aus ihrer Höflichkeit, und sind aalglatt, um ihr Schäfchen in Ruhe scheren zu können. Es ist ein schlimmes Ding um die Höflichkeit der Leute, die es mit der Wahrheit nicht mehr genau nehmen. Sie richten mehr Unheil an, als sie nur wissen. Hat doch der Hinkende in seiner Freundschaft ein liebes und feines Mädchen, dem ein wenig musikalische Begabung geschenkt ist. Sie singt um ihr Leben gern. Und darum hat sie, — ihre Eltern waren reiche Fabrikanten — Singstunden bekommen. Aber ihre Stimme war nicht schön. Sie klang hart und spröde. Einmal sang sie in einem Kreis von eingeladenen Gästen. Was für Komplimente wurden ihr gemacht! „Himmlich — bezaubernd — welche Auffassung — welches Gefühl“, so klang es von allen Seiten. Als die Leute draußen waren, zuckten die Musikverständigen die Achseln! „Aus der wird ihrer Lebstage keine Sängerin!“ — „Nun, sie hat es auch nicht nötig“, meinten andere. Aber sie hätte es doch nötig gehabt. Ihr Vater starb plötzlich. Die Fabrik machte Bankrott. Mutter und Tochter waren auf ein schmales Vermögen angewiesen. Das setzten sie ein für lauter Singstunden. Denn die Tochter sollte Konzertsängerin werden. Man hatte ihr ja Vorbeeren in Hülle und Fülle gepflückt. Der letzte Pennig ging drauf. Und dann kam das erste Auftreten im Konzertsaal. Ach, die Arme! Die Kritiker schrieben, die Sängerin sei wohl von Gott im Zorn zur Sängerin geschaffen worden. Alles war aus! Das kam von — der Höflichkeit, die nichts von der Wahrheit wissen mag.“

Der Bürgermeister nickte mit dem Kopf.

„Ja, Hinkender, das ist richtig. Aber — wer die Wahrheit sagt, der ist nirgends wohlgekommen.“

Er seufzte. Er wußte, warum. Die Leute im Dorf waren ihm nicht mehr grün, seit er es gewagt hatte, „den Hasen aufzudecken“ und die „Bettelerswirtschaft“ im Gemeinderat gründlich anzupacken.

Drum reichte ihm der Hinkende über den Tisch hinüber die Hand.

„Die Studenten haben vor hundert Jahren gesagt: »Wer die Wahrheit kennt und jaget sie frei — der kommt nach Berlin auf die Hausvogtei«, und die Hausvogtei war ein überbeachtetes Gefängnis. Das ist allemal in der Welt so, daß die Wahrheitsfager nicht zu den Beliebten gehören. Zu Kleinen und im Großen. Einer von des Hinkenden Freunden hat eine Geschichte erzählt von einem Professorenhepaar, das sich vornahm, steif bei der Wahrheit zu bleiben und nie ein übertriebenes Urteil zu fällen. Wenn sie in ein Konzert gingen, urteilten sie nie, daß die Sängerin »himmlich« gesungen habe, sondern sie sagten: Dieser Gesang kam von Herzen. Wenn sie ein neues Gemälde in der Kunstausstellung sahen, behaupteten sie nie: Ein Meisterwerk ersten Ranges, sondern sie sagten: Es ist gut gemalt! Und was geschah? Nach ein paar Wochen sagte die ganze Stadt: Was sind doch Müllers für unausstehliche Leute!“

Die Männer lachten.

Aber der Hinkende fuhr fort: „Kein Wunder, daß einmal ein kluger Mann, der sich auf die Welt und die Menschen versteht, gesagt hat: Die Wahrheit geht durch die Welt, eine stille hohe Frau, ihr Auge ist gen Himmel gerichtet — und in ihren Händen trägt sie das Kreuz! Das ist der Weltlauf, daß die Wahrheit ans Kreuz kommt und das Kreuz tragen muß.“

Der Schneidernaz fuhr wieder dazwischen: „Wo bleibt dann die Höflichkeit?“

Da wurde der Hinkende sehr ernst: „Nun muß sie erst recht her — aber die Herzenshöflichkeit. Die nicht adressiert ist, sondern angeboren. Sie findet das rechte Wort und — den rechten Mut. Und wo die zwei bei einander sind, gibt es eine gute Melodie. Die Herzenshöflichkeit kann nie grob werden, denn sie hat an sich selbst viel zu tadeln und kann über keinen herfahren, dem es nicht so glückt, mit sich selber und mit den anderen fertig zu werden. Und die Herzenshöflichkeit kann nie unwahr werden, denn sie hat viel zu viel Respekt vor jedem anderen, als daß sie ihm ins Gesicht hinein schmeicheln könnte. Darum ist sie voller Liebe und Treue. Und sie ist die Kraft, die uns alle segnet mit heiligen Händen!“

Der Hasletäler reichte dem Hinkenden die Hand.

„Jetzt muß ich gehen — aber ich gehe nicht im Dunkeln. Ihr habt mir ein Sternlein an den Himmel gestellt. Das leuchtet mir zum Heimweg!“

Das Brot, das mein Kind aus meiner Hand isst, bildet sein Kindergefühl und nicht sein Staunen über mein Nachtwachen und meine Sorgen für seine späteren Jahre.

Posth. 1031.